

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 12. May 1835.

57

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Blatternarben.

(Schluß.)

Eleonore war still. Theobald hatte ausgeweint, und milderer Schmerz wich dem heftigen. „Setze dich zu mir, mein dennoch geliebtes Weib!“ rief er ihr mit jener weichen, bebenden Stimme zu, die dem zermalnten Herzen so eigen; „setze dich doch zu mir, erzähle mir, wie alles kam, und laß mir unser süßes Kind, unsern kleinen Edmund hereinbringen.“ Eleonore setzte sich zu ihm, erzählte alles, zeigte alle Überraschungen und Theobald hörte ruhig zu, und vermochte vor Wehmuth und Rührung kein Wort zu sprechen. Nur beym Anblick des Kindes brach sein Schmerz von Neuem aus; er verhüllte sein Gesicht und weinte still.

Die ersten Tage gingen dumpf vorüber. Eleonore war sanft und mild, wie immer, wenn auch ihr Herz heimlich blutete. Theobald seinerseits war milder als je, im höchsten Grade zart und schonend gegen seine Gattinn, aber eine stille Trauer überschattete seine Stirne, und schmerzhaft zuckte zuweilen sein schweigender Mund. Es schien, als ob eine dunkle, gewitterschwangere Wolke drohend über den Häuptern der Gatten schwebte, es schien ein dumpfes Schweigen wie vor Sturm und Wetter, ein Schweigen wie vor einer hängenden Lawine, die der geringste Laut zum Sturze bringt. Aber der Himmel zerriß bald, das Gewitter entlud sich, die Lawine stürzte mit vernichtender Gewalt. Armer Theobald! deine zartesten Rücksichten, dein edelstes Benehmen, dein schönstes Streben, mußte scheitern an dem großen Schicksalschlage, der das Herz deines zarten, dich nur zu sehr liebenden Weibes tödtlich getroffen.

Wochen waren vergangen, als eines Abends Eleonore mit dem kleinen Engel losete, und Theobald von ungefähr ins Zimmer trat. Eilig zog er den Fuß zurück. „Theobald!“ rief Eleonorens liebevolle Stimme, „willst du denn nicht dein Söhnlein schauen, wie er freundlich ist, lacht und nach allem hascht?“ — Theobald ging hin; aber trotz aller Anstrengung,

war es ihm nicht möglich, eine rinnende Thräne aufzuhalten. Eleonore, dadurch verlegt, sagte hierauf ernst, aber sanft: „Ich weiß den Werth einer Thräne bey einem Manne zu schätzen, Theobald! aber wenn ich nicht wüßte, daß du mich liebst, würde ich versucht seyn, diese Thräne als Vorwurf zu betrachten. Theobald! deine Gattinn hat keine Schuld daran.“

„Hat meine Thräne diese Mahnung verdient, Eleonore?“ erwiderte Theobald empfindlich, „sollte ich das erste Mal im Leben erfahren, daß meine Eleonore mich verkennt? Hat das Geschick unsere Gefühle schon so sehr entfremdet? Kam es so weit mit uns?“

„So weit, Theobald,“ fiel Eleonore rasch ein, „und noch weiter, als wir Beyde es uns zu gestehen wagen. Laß mich aufrichtig sprechen, mein Freund, du kannst mich nicht mehr lieben. Mit dem Glanze meiner Schönheit ist auch der Glanz deiner Liebe, deiner ersten, schönsten Liebe, erloschen. O, ich fühle es nur zu wohl, ich Armselige, was mir jetzt davon geblieben.“

„Hältst du mich,“ entgegnete Theobald warm, „hältst du mich für so verarmt an Geist und Gemüth, daß du mir zutrauen kannst, meine Liebe sterbe mit der Schönheit deines Gesichts? Ist Schönheit der Grund, worauf wahre Liebe, die diesen Namen verdient, ihr unerschütterlich Gebäude bauet? Hältst du mich jetzt für unfähig, die Schönheit deiner Seele, die Tiefe deines Gefühls, die Innigkeit, die Wärme deines Herzens zu lieben und zu schätzen? Ist dieses alles nicht die eigentliche Wesenheit der Liebe? Ist die ohnehin verfliegende Schönheit der Züge von so hohem Werthe, daß alles nur daran hängt?“

„Du sprichst weise und klug, mein Theobald!“ erwiderte Eleonore, „du sprichst die Wahrheit, aber eine einseitige. Wäre denn Schönheit wirklich ein so wichtiges Ding? sie, die Bewohnerinn der Hüten und Palläste, die Beherrscherinn der Welt, sie, die allein den Stempel des wahrhaft Göttlichen uns ausdrückt? — O, ich weiß es nur zu wohl, und du gestandest es mir nur zu oft, wie meine Schönheit dich entzücke, wie mein Anblick nur dich schon erheitere, und jetzt, Theobald, und jetzt —?“ Nach kurzer Pause fuhr sie, in Thränen aufgelöst, fort: „Ich war zu glücklich in deiner Liebe, Theobald! als daß ich auch nur die leiseste Minderung ruhig sollte ertragen können. Ein gesenkter Blick, eine Thräne in deinem Auge, ein stiller Seufzer, was sollen die mir jetzt anders künden als — Mitleid?“

„Mitleid, Eleonore?“ erwiderte Theobald empfindlich, aber schonend, „findest du für mein jegiges Gefühl für dich keinen andern, keinen bessern, keinen edlern Ausdruck als — Mitleid? Mitleid, in jenem Sinn, wie es dich und mich und unser besseres Gefühl nur herabwürdigen kann? O, quäle dich und mich nicht, mein allzu geliebtes Weib! Sieh, uns bleibt ja noch so unendlich viel. Und wenn wir einen theuern Diamanten verloren, haben wir deswegen Alles verloren?“

„Das ist's, was mir das Leben zur Pein macht, Theobald,“ erwiderte Eleonore, „dir den verlorenen Diamanten nie mehr ersetzen zu können; dir nie mehr das seyn zu können, was ich dir war, und daß du jetzt schmerzlich entbehren mußt, was dich sonst so unendlich entzückt und beglückt hat. Dafür habe ich keinen Ersatz für dich. Und ich liebe dich zu wahr und zu tief, als daß ich durch ein größeres Maß von Liebe dir ersetzen könnte, was nichts auf Erden ersetzt. Mein Anblick muß dich nur peinigen — und all“

deine zarte Aufmerksamkeit und all' deine Liebe machen mich nur zu sehr fühlen, daß mein Zustand sie dir gleichsam abnöthigt — und daß unser Leben von nun an nur eine Reihe von Qualen bieten kann.“

Theobald's Augen wurden auf einmal jetzt geöffnet. Er sah mit Entsetzen die furchtbare Klust, die zwischen ihm und Leonoren sich gebildet. Kein Wort der Liebe, kein Wort der Beruhigung und des Trostes konnte ihr gereiztes, verletztes Gemüth mehr fassen, und das schonendste verwundete sie wie ein Stachel. Sie versank in immer tiefere Melancholie, erkannte bald ihre Umgebung nicht mehr, und der schreckliche Wahnsinn unmachtete nur allzu bald die letzten Kräfte ihres regen Geistes. — Aber zum Heile Aller dauerte dieser lebendige Tod nicht lange. Die Zerrüttung griff so rasch um sich, daß ein heftiger Anfall von Raserey ihrem jungen, schmerzgefüllten Leben auf einmal ein Ende machte.

Theobald's Seele war nur ein Schmerz, ein großer, ein erschütternder. Sein Herz verblutete, sein Lebensmuth brach. Ihm war das Leben nun in eine Sonnen- und Erdfinsterniß verwandelt; denn wer ein Herz, ein solches Herz, und auf solche Weise verliert, dem erscheint das Leben nicht anders mehr.

Der Knabe, das treueste Ebenbild seiner Mutter, das zurückgebliebene Kleinod seines zerstörten Glückes, war der einzige Lebensbaum in der Wüste seines Daseyns, und seine Thränen der einzige Quell, der ihren Sand durchrieselte. Sonst war sein Schmerz sprachlos. Nur wenn er im Anblick des kleinen Edmund versunken war, wenn seine Unschuld, sein Lächeln und Stammeln ihn erheitern wollte, da brach sein Schmerz die Fesseln, und er weinte so heftig, als wollte sein Herz sich in Thränen auflösen; sonst war er ruhig, aber der Gram sprach laut von seinem bleichen Gesichte, von der düstern Stirne, aus dem tiefen, dunkeln, feuchten Auge. Jede Woche, am Sterbetage seiner Leonore, fuhr er, wie immer das Wetter seyn mochte, auf den Kirchhof, und an dem Hügel, der sein ganzes Glück umschloß, weinte er ungesehen, seinen namenlosen Schmerz und seine ewige Sehnsucht aus.

Seine traurige Beschäftigung war nun, seiner unvergeßlichen Leonore ein würdiges Denkmal zu setzen. Den Jahrestag ihres Todes bestimmte er zu dessen Errichtung — und dieser Tag erschien. Es war im düstern Spätherbste. Finstere Wolken durchschossen drohend das Firmament, Sturm und kalte Regengüsse kämpften sich wechselnd. Theobald schreckte die Wuth der Elemente nicht; er fuhr auf den Kirchhof. Das Denkmal wurde enthüllt; grell leuchteten ihm die goldenen Buchstaben der Inschrift entgegen: „Der heißgeliebten, aber unglücklichen Gattinn, Theobald.“ — Er stand starr, sprachlos, thränenlos.

In solcher Stimmung kam er nach Hause. Da fand er einen Befehl vom Ministerium, sich bereit zu halten, wie damals nach Marokko, jetzt nach Brasilien abzugehen. „Recht so!“ rief er, und seine stumme Verzweiflung fand auf einmal Worte, „recht so! über Berge und Wälder, über Meere und Klippen werde ich meinen Schmerz hintragen und ihn dort aushauchen. Wetter und Stürme werden meine Tröster seyn, und meine Verzweiflung wird in den Brandungen der Meere einen Nachhall finden. O, ich gehe, und wäre es bis an's Ende der Welt!“ — In solcher Stimmung griff er zur Feder, und in leidenschaftlichem Drange schrieb er folgende Zeilen nieder:

Nicht mit Schwänen möcht' ich ziehen
Nach dem schönen Süd;
Nur in Wüsten möcht' ich fliehen,
Wo kein Leben blüht.

Stürmt und heuset, rauhe Winde
Mir ist's Melodie;
Daß ich einen Freund mir finde
Ganz in Harmonie.

Schütte deine Ströme, Regen,
Tränke meine Brust;
Wettern harret sie entgegen,
Stürme sind ihr Lust.

Nur hinaus, hinaus in's Freye,
Hin an Meeresstrand!
Wo sich wandelt Himmelsbläue
Trüb in Nebelland;

Wo die Möve über Wellen
Schreyend niederstreift,
Wo nur Schiffe wild zerschellen,
Aber sich gehäuft.

Dort nur kannst du Ruhe finden,
Ausgebranntes Herz!
Nichts soll an die Welt dich binden,
Nichts — als wilder Schmerz!

Aber dieser schreckliche Ausbruch der Verzweiflung war der letzte; er wich bald dem alten, ewigen, langsam auflösenden, aber sicher vernichtenden Schmerz. Theobald schlich wie eine Leiche umher — er ging zu keiner irdischen Gesandtschaft mehr, eine himmlische stand ihm bevor, ein Nervenfieber beschleunigte seinen Weg dahin — und er ging hinüber.

Der Jüngling, Edmund v. Wernfeld, errichtete später seinem unglücklichen Vater ein gleiches Denkmal, wie dieser seiner Mutter, mit der Inschrift: „Dem treuesten Gatten und unglücklichen Vater, der verwaiste Edmund.“

Günzburg.

Charade.

Zweysylbig.

Als zu einer weiten Reise jüngst mein Freund sich angeschickt,
Und den letzten Kuß schon seiner Vielgeliebten aufgedrückt,
Sprach er: „Bleibst du mir das Zweyte, bleib ich stets das Erste dir.“
Nehmt verbunden beyde Sylben, findet seinen Namen ihr.

E. Ent.

Landschaftliche Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München.

(Fortsetzung.)

Zu den Eingebungen des Gefühls, welche die Forderungen der Vielsichtigkeit mit den Rechten der Naturpoesie nebenher zu verweben suchen, gesellt sich in gleicher Absicht, was Auswahl, Anordnung und Verbindung betrifft, die Richtschnur des Geschmacks, zwar nicht in allen Bildern mit demselben Erfolge, in den besten hingegen

mit entschiedenem Gewinn. Diejenigen, welche vergleichungsweise zurückstehen, dürfen neben andern Ursachen gerade auch deshalb schwächer erscheinen, weil das Urtheil des Geschmacks bey Anlage und Ausführung nicht ernstlich genug befragt worden ist. So spürt man z. B. selbst in einigen sonst wohlgerathenen Bildern hie und da eine Hinneigung zum Decorationswesen. Werden die Denkmäler des Alterthums nicht mit gehöriger Bestimmtheit eingeführt, so bekommen sie gar leicht Ähnlichkeit mit modernen Ruinen. In mehreren Darstellungen geben sich, der örtlichen Wahrheit unbeschadet, die Zeichen einer löblichen Erfindungsgabe zu erkennen; handelt es sich um einzelne Belege, wo dieselbe nicht bloß stellenweise, sondern im Ganzen der Composition lebt, so lassen sich insbesondere die Cyplopernsen und die römische Campagna als musterhafte Beispiele anführen. Zur Erfindung läßt sich auch die Staffage rechnen. Nach Erforderniß der Umstände fällt sie bey einigen Fresken ganz weg, bey andern zeigt sie sich in sparsamen Andeutungen, bey einer dritten Classe ist sie reichlicher bedacht. Versunken in die Anschauung der übergewaltigen Natur steht eine Mannsgestalt wie angewurzelt am Fuße des Atna, während der Führer oder Diener seitwärts zwey Pferde hält; mit einer ähnlichen, jedoch freyeren Empfindung betrachtet ein Aenderer einsam im Mondschein Roms Coliseum; in der Ecke von Acqua Acetosa sieht ein rüstiger Jägerbursche, feck aufgeputzt, und beobachtet die in der Ferne um einen Gesundbrunnen beschäftigten Wasserträgerinnen; erschlagen von den Blitzstrahlen, die auf Selinunts noch übrige Tempelsäulen und den Schutt ihrer Verwüstung herabzucken, liegt ein Todter auf den Boden hingestreckt, neben welchem ein Hund, der Begleiter des Lebenden, durch den Ausdruck auffahrender Bewegung die Aufmerksamkeit näher auf den Vorgang hinlenkt; ein Pilger, kennbar am Muschelhut, wandelt still in sich gekehrt nach Monte Cavo; in der Nähe des Avernischen Sees schleudert ein Vorübergehender einen Stein gegen eine vor ihm aufgerollte Schlange^{*)}; unweit des Tempels der Juno Lucina in Sirgenti unterhält ein ländlicher Virtuoso durch seine Musik einen Hirten, der auf seinen Stab gestützt höchst aufmerksam zuhört. Die Seergegenden sind verschiedentlich durch Schiffer und Fischer belebt, wie es deren übliche Geschäfte mit sich bringen, auch die Gefahren ihres Berufes werden sichtbar. Die behagliche Ruhe des Südens, das dolce far niente, hin und wieder von Spenden der Wohlthätigkeit durchflochten, zeigt sich in einem Wechsel vielfacher Zustände, selbst der bewegte Geschäftseif bewahrt meistens den Mitausdruck des Gemächlichen und Sorglosen. Die Capuziner von Perugia, versehen mit Gartengeräth, lassen sich wohlbedächtigt Zeit zur Arbeit, einer aus ihrer Mitte hängt abgesondert seiner Meditation nach. Thiere und Früchte tragen das Ihrige dazu bey, die Menschen in eine halb spielende Thätigkeit zu versetzen. Unter den Städten zeichnen sich vor andern Messina und Trient durch Mannigfaltigkeit der Gruppen aus. Dort erscheint König Ludwig zu Pferde, hinter ihm sein Reisegesolge in zwey Wagen; auf mehreren Puncten regen sich Ab- und Zugehende. Hier kehrt ein munterer Zug von der Feldarbeit zurück und schließt sich der Richtung eines Wagens an, der vom Segen der Ernte bedeckt ist, während eine andere Gesellschaft, im Freyen zerstreut, sich mit dem Werfen von Kugeln erlustigt. Aus dieser unvollständigen Anzeige geht hervor, daß die Staffage theilweise zwar keine besondere Erfindungsgabe in Anspruch nahm, dagegen aber ihrer öffentlichen Bestimmung innerhalb der Arkaden passend entgegenkömmt, und auch mit der Art der Ausführung wohl zusammenstimmt. Gewiß war es möglich, mit der landschaftlichen Umgebung in mancher Hinsicht eine größere Bedeutsamkeit der Figuren zu verbinden; bedenkt man aber, daß geistreiche Künstler, sobald sie sich auf diesem noch ziemlich unbebauten Felde über das Naheliegende hinauswagen, Gefahr laufen, schief beurtheilt zu werden, so wird man nicht umhin können, den eingeschlagenen Weg im Allgemeinen für den rechten zu halten.

Der Geist der Composition ist nach seinen Hauptbestimmungen angegeben; jezt bleibt noch übrig, die einzelnen Seiten der Ausführung in's Auge zu fassen, um einen zusammengedrängten Bericht abzufassen. Alle berufenen Stimmen vereinigen sich in Bewunderung der gelungenen Fernen und zählen dieselben zu dem edelsten Schmuck

^{*)} Dieselbe Situation kommt in dem allgemein geschätzten Werke vor, welches Reinhardt in Verbindung mit Dieß und Mechau herausgegeben hat, wenn Ref. nicht irrt, unter den Arbeiten des Erstgenannten. Zwey gute Köpfe können sich zufälligerweise recht wohl in einem guten Gedanken begegnen; wäre die oben angegebene Staffage aber auch Reminiscenz, so würde sie darum nicht weniger ihren Zweck erfüllen.

des Ganzen. Durch ihre glänzende Mitwirkung hat der Künstler, in solcher Beziehung ein wahrhafter Zauberer, jenen Bildern, denen der erste Preis zukommt, vorzüglich den Charakter des Großen, Erareifenden, Überraschenden ertheilt; weil er darin der Natur so ungemein nahe gekommen ist, bleibt sich der Eindruck fortwährend gleich und scheint dem Gefühle unerschöpflich zu seyn. Zu zahlreich sind in der Art die gegebenen Beweise, als daß sie bestimmt durchgesprochen werden könnten; es muß an flüchtigen Winken genügen. So kann der Reiz in der That unbeschreiblich heißen, den oberhalb des Theaters von Taormina die verschmolzenen Wolkenmassen über die Gebirgsfernen ausgießen; es mag schwer, wo nicht unmöglich seyn, diese fließende Zartheit der Betonung an Wahrheit und Leben in Fresco zu übertreffen. Ein Prachtstück von anderer Art bietet der Monte Serone in der Kette von Schneegipfeln dar, die sich aus der Weite her über sein vorgestrecktes Haupt erheben; letzteres glüht in den Strahlen der Abendröthe so reinkräftig, daß man sich an dem Anblick nicht sättigen kann. Der Duft der blauen Ferne muß der Natur der Dinge nach vielfältig wiederkehren, nach Maßgabe der abweichenden Bedingungen erscheint er mannigfaltig abgestuft; mit mildanziehender Gewalt breitet er sich insbesondere über Terracina, Perugia undacqua Acetosa aus. Ein Farbenstreif von ähnlicher Art setzt sich indessen gegen Rom's Ruinen, über welche er in einer ausgedehnten Linie hervorblickt, in seiner Helligkeit offenbar zu schneidend ab, sey es nun, daß diesmal der Hand das Material nicht recht gehorchen wollte, oder daß absichtlich ein starker Contrast gegen die sichtbaren Zerstörungen der Zeit aufgeboren wurde; aber auch unter der letztern Voraussetzung will sich jener Ton weder mit dem Ganzen, noch mit dem schwergetrüübten Zustande der Luftumgebung harmonisch vereinigen. Das sanfteste Farbenspiel bedeckt in einer Menge von Übergängen und örtlichen Umarmungen die Gebirgsfernen von Messina; das scheint wieder ein Kunststraub zu seyn, welcher der Natur im Sitze ihrer feinsten Luftwirkungen abgewonnen ist. Man bekommt vor dieser Freske beynabe Lust, nach Messina zu reisen, um dort nachzusehen, ob der Pinsel nicht allzu lockend geschmeichelt hat. Im Vertrauen auf seine Meisterschaft in den Fernen, die ihm überall, wo er sie anwendet, einen vorherrschenden Theil des Erfolgs sichert, hat R o t m a n n vermuthlich den Vorgründen nicht immer diejenige Aufmerksamkeit gewidmet, welche sie des vollständigen Einklangs wegen verdienen; sie erscheinen mitunter etwas vernachlässigt, wenigstens fahl. Reiche, materische Vorgründe, die sich von selbst zu einem weit umfassenden Bilde fügen, sind übrigens in Italien nicht so häufig, als die dortigen Künstler wünschen, man hört die Erfahrenern unter ihnen sogar laut darüber klagen. Zum Aufbau der mächtigsten Fernen dienen derselben entsprechende Massen, die in allen Beschaffenheiten, welche den stereometrischen Ausdruck und Zusammenhang angehen, jenen an Werth nichts nachgeben. In solcher Beziehung steht der Monte Serone obenan; neben und über einander schwellen die Felsenmassen aus den Tiefen der Erde hervor, wenn es erlaubt ist, ein Bild des sichtbar fortschreitenden Wachstums auf die Vollendung des starren Gesteins anzuwenden. Ein Seitenstück an Vortreflichkeit stellen die Gebirgsmassen von Messina dar; steigen jene sprossenhaft in kühnen Verschlingungen empor, so dehnen sich diese dagegen in gelinden Zügen fichtenartig aus. Die täuschende Verkörperung rührt zum Theil von den Beiträgen der wohlverstandenen Beleuchtung her; das Übrige ist ohne Zweifel durch fleißige Naturstudien und die Ursprünglichkeit geistiger Sehkraft erreicht worden. Fernen und Massen führen uns zu den Linien, welchen jene theilweise, entweder unmittelbar oder mittelbar, ihre Bezeichnung verdanken. Was den Werth der Umschreibungslinien betrifft, so ist derselbe mit den erwähnten Vorzügen der Fernen und Massen in der Ausführung so innig verbunden, daß diese drei Erfordernisse zusammen genommen mit einem besondern Nachdruck den Verdienstscharakter des Künstlers, so zu sagen, die unterscheidende Prærogative seines Talents aussprechen dürften. Die feinen stetigen Veränderungen in dem Fortgange der Linien sind nothwendigerweise dem Grundbestande der Natur aufmerksam abgelauscht, und dann wieder durch einen berechnenden Überblick vermittelt und zusammengefaßt, sonst würden sie das Auge weniger erfreuen und fesseln. Das Gefühl für Wahrheit und Schönheit der Linien beschäftigt sich außerdem in dem Reichthume der Abwechslungen. Falsche Freiheit und Gewöhnung pflegt sich in Wiederholungen zu verrathen, lebendige Mannigfaltigkeit ist überall das Kennzeichen ächter Kunst. Auch der abspringende Eigensinn der Natur ist in die Darstellung getreu mit aufgenommen, wodurch anderwärts das Vertrauen zu der Lauterkeit ihrer aufgedeckten Reize noch mehr wächst, gewissermaßen eine neue Würdschaft empfängt. In einer beträchtlichen Anzahl von Fresken spielt nach den For-

derungen der Driftlichkeit das Element des Wassers eine bedeutende Rolle. Die Ruhe und Klarheit der Seen verkündigt sich in der heimlichen Regsamkeit ihrer Oberfläche, leht und weht in der ihnen zugemessenen Beleuchtung, blickt am Rande aus dem anmuthigen Verlaufe der Widerscheine hervor. Tiefer nach Süden hin spiegelt sich die Bläue des Himmels mit zunehmender Kraft in dem gelassenen Antlitz des Meeres. Um die Cyclopfelsen herum schwanen die Wellen in gemäßigten Bewegungen aus, bezeichnet vom Ernste der Luftestöße und der gesammten Umgebung. Das silberne Aufblinken des Schaumes, wenn die Flut ihn mit stehender Festigkeit aus ihrem Schoosse emporreibt, ist, wo es sich schickte, mit vielem Glücke nachgeahmt worden. Dagegen sind die Wellen, welche entfernt von der Scylla und Charybdis an ein Fahrzeug schlagen, nicht sonderlich gerathen; sie sehen etwas schwerfällig und zerstückt aus, als hätten sie durch die Berührung und Nähe des Holzes plötzlich ihre Flüssigkeit und Bewegung eingebüßt. Der Pinsel hat hier unskreitig etwas zu sehr geeilt, wie es bey untergeordneten Dingen leicht zu geschehen pflegt.

(Der Schluss folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastspiele der Königl. preussischen Hofchauspielerinn Mad. Crelinger und ihrer Töchter, Dlle. Bertha und Clara Stich.

Die berühmte Künstlerin, welche gegenwärtig die Besucher unseres Hoftheaters durch ihre Gastspiele erfreut, hat sich durch ihre früheren Leistungen und die mannigfachen, interessanten Erinnerungen, welche sich an dieselben knüpfen, gleichsam ein Bürger- und Heimatsrecht auf unserer Bühne wie in unseren Herzen erworben. In einer Zeit, wo die ausgezeichneten weiblichen Bühnentalente, wenigstens im tragischen Fache, immer seltener zu werden beginnen, steigen selbst die anerkannt ersten noch im Preise, indem sie gleichsam unser Gedächtniß täuschen und uns eine Kunstepoche zurückerufen, die wir, bey der bereitwilligsten Anerkennung der Gegenwart, doch immer eine bessere, größere nennen müssen. Zu diesen Repräsentanten einer glänzenderen Vergangenheit gehört nun auch Mad. Crelinger, gegenwärtig die Hauptstütze des Berliner Hoftheaters, dessen Zierde sie bereits zu einer Zeit war, wo viele der größten, der unvergesslichen Namen in der neueren deutschen Bühnenkunst zu einem Bunde seltener Art vereinigt waren. Aus dieser Schule, auf welche Fleck's Geist sich vererbt, in welcher Iffland's Lehre und Muster, der Bethmann, Wolff's und Devrient's Beispiele fort- und nachwirkten, ist Mad. Crelinger hervorgegangen, und nicht bloß Berlin, sondern auch Wien, wie überhaupt ganz Deutschland weiß, daß sie ihrer Schule Ehre gemacht hat. Rechnen wir nun zu dieser glücklichen Constellation, die über der Bildungsperiode der Künstlerinn waltete, noch die reiche Aussteuer, mit welcher die Natur sie zu ihrem Berufe befähigte, so werden wir leicht den Standpunct zu finden wissen, den Mad. Crelinger in der heutigen vaterländischen Kunstwelt einzunehmen berechtigt ist. — Die neue Eigenschaft, in der wir sie bey ihrem gegenwärtigen Besuche in Wien kennen gelernt haben, nemlich ihre Eigenschaft als Mutter, als Mutter von zwey hoffnungsvollen, durch sie der Kunst zugeführten, heranzubildenden Töchtern, hat ihren eigenen Leistungen eine bestimmtere Sphäre angewiesen, aber zugleich diesen Leistungen einen ganz neuen, eigenthümlichen Reiz verliehen, und wenn wir bey mehreren Gelegenheiten, in den gesteigerten, leidenschaftlichen Momenten von der früheren Kraft ihres Organs oder von dem freyeren Aufschwunge ihrer Phantasie Einiges zu vermissen glaubten, so wurden wir auf der andern Seite durch die tiefe, ergreifende Innigkeit und Herzlichkeit ihres Gefühls, namentlich wenn sie ihren Kindern gegenüber zu stehen hatte, vollkommen, ja mehr als entschädigt. Am deutlichsten zeigte sich dieses in der Rolle der Sappho, mit welcher Mad. Crelinger die Reihe ihrer Darstellungen eröffnete. Die Mutter trat hier gleichsam mit der Künstlerin in die Schranken, und beyde trugen den schönen, verdienten Sieg davon. In Beziehung auf die letztere darf die Rolle der Sappho gewiß mit zu den ausgezeichnetsten Leistungen der deutschen Bühne gezählt werden, wenigstens werden wir die herrlichen Verse unseres Grillparzer wohl selten schöner, reiner und wohlklingender gesprochen hören. — Die kleine Rolle der Fürsinn Menzikkoff in dem Schauspieler: Das Mädchen von Marienburg (deren Wahl

mehr ein Act der Mutterliebe als des künstlerischen Ehrgeizes genannt werden kann) fand in der Darstellung der Mad. Crelinger ganz jene Würde und Weiblichkeit, welche das Wesen dieses Charakters ausmachen. — Eben so möchten wir das Auftreten in der dramatischen Kleinigkeit „Komm her,“ der gefeyerten Künstlerin nicht grade als Talentprobe (deren sie, die Bewährte, doch keinesweges mehr bedarf), sondern vielmehr als den Tribut einer dankbaren Erinnerung anrechnen, indem diese Kleinigkeit, für sie geschrieben, durch sie zuerst ihre gegenwärtige Celebrität erlangt hat. — Ausgezeichnet und durchgehends ihrem bisherigen Ruhme entsprechend, erschien die Künstlerin in der Rolle der Phädra, von jeher einer ihrer geachtetsten Leistungen. Zu den Glanzpunkten derselben rechnen wir die berühmte, vortrefflich gespielte Scene mit Hippolyt, in welcher Phädra die verschlossene Flamme ihres Innern verräth; der nicht minder bekannte Monolog im 4. Acte dagegen veranlaßte zum Theil unsere oben ausgesprochene Bemerkung, indem er uns nicht ganz mit der Gewalt ergriff, deren wir uns bey früheren Darstellungen der Künstlerin zu erinnern wissen. Indessen, wo des Schönen, ja des Großen so viel geleistet wird, da findet man zum Vermessen, oder gar zum Tadeln, keinen Raum, und willig gibt man sich dem überwiegenden, wohlthuenden Eindrücke des Gelungenen, Vortrefflichen hin. — Eine höchst erfreuliche Erscheinung war Mad. Crelinger als Fürstin in dem Schauspiel: Elise von Balberg. Der Übergang von Kälte und Stolz zu dem Ausbruche eines zwar tief verschlossenen aber innigen, warmen Gefühls konnte nicht schöner, nicht wahrer dargestellt, so wie die Würde und Hoheit der Fürstin nicht imponirender veranschaulicht werden. — Die letzte Darstellung der Künstlerin, die wir bisher zu sehen Gelegenheit hatten, war die Rolle der Lady Milford in „Kabale und Liebe.“ — Wir bekennen, daß diese Leistung der Mad. Crelinger uns immer als eine ihrer anziehendsten und gelungensten erschienen ist, und zwar deswegen, weil sie dem Charakter, neben der ihm inwohnenden Leidenschaftlichkeit, einen gewissen Adel der Gesinnung, eine gewisse Würde der Sittlichkeit und Weiblichkeit zu geben wußte, Eigenschaften, deren Vereinigung uns gerade hier notwendig vorkommt, obwohl wir sie von so manchen Darstellerinnen unbeachtet gesehen haben. —

Als einer sehr angenehmen, dankbar anzunehmenden Zugabe zu den Darstellungen der Mad. Crelinger, haben wir noch der beyden Töchter der Künstlerin, nemlich der Schauspielerinnen Bertha und Clara Stich, zu erwähnen. Beyde noch im zarten Alter, aber von regem Eifer befeuert, spiegeln das verjüngte Bild der Mutter, in ihrer individuellen Verschiedenheit ausgeprägt, zurück, und versprechen, in einer so gediegenen Schule aufgezogen, der vaterländischen Bühne eine sehr willkommene Ausbeute. Ihre bisherigen Leistungen machen ihrem Fleiße wie ihrem Talente gleiche Ehre, und wenn uns in der jüngeren, Clara, als „Melitta,“ als „Marie“ (im grünen Domino) und als „Elise von Balberg,“ die zarte, mädchenhafte Scheu der reinen, ungefälschten Weiblichkeit und Sanftmuth als ein besonders vorherrschender Reiz anzog, so erfreute die ältere Schwester Bertha, in ihren Darstellungen als Eucharis, als Pauline (im grünen Domino), als Chatinka, als Aricia und als Luise in „Kabale und Liebe,“ durch die frische, lebendige Selbstständigkeit der Auffassung und der Ausführung. Beyden dient überdies das schöne, auf sie vererbte Organ der Mutter und die unter ihrer Leitung erworbene vollkommen reine und richtige Sprache zur besonderen Empfehlung. Die durchgehends gelungenen Versuche dieser liebenswürdigen Kunstjüngerinnen wurden von unserem Publicum bey jeder Gelegenheit mit jener auszeichnenden Aufmunterung gewürdigt, die sie in so vollem Maße verdienen.

B e r i c h t i g u n g .

Übermals zur Berichtigung von Druckfehlern gezwungen, bitten wir die Leser, in unserem letzten Blatte No. 56, Seite 456, Zeile 7 v. o. bey den Worten „nicht zu schätender“ das ausgelassene „genug“ einschreiben zu wollen.

(Mit Nr. 19 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.